

Nr. 278. Bromberg, den 2. Dezember 1931.

Das doppelte Gesicht

Roman von Max Neal.

(Urheberschutz für (Copyright by) Knorr & Hirth G. m. b. H., München.)

(21. Fortsetzung. Nachdruck verboten.)

„Wie stellen Sie sich das eigentlich vor? Das geht doch nicht, so ohne weiteres. Die Gefahr ist sehr groß, daß wir Erken nicht nur nicht frei bekommen, sondern daß auch Sie als Mitschuldiger lediglich sein Schicksal teilen. Darum machen Sie um Gotteswillen keine Dummheiten," riet sie mit lebhafter Anteilnahme.

„Niemand außer Ihnen, Hoheit, weiß, daß ich das gefährliche Papier von Iwan erhielt. Ich werde also dem Herzog das Geständnis ablegen, daß ich der gesuchte Spion sei ... und ein bißchen stimmt das ja, denn ich habe ja redlich mitgeholfen", sprudelte Wasil hervor, der alle Möglichkeiten überdacht zu haben schien.

„So einfach geht die Sache doch nicht, wie Sie das denken, lieber Freund", meinte Amalie Anna skeptisch. „Wir wissen nicht, auf welche Beweise sich das Urteil des Kriegsgerichtes stützt. Es steht fest, daß Erken russischer Offizier ist und sich unter falschem Namen hier aufhielt. Das alles ist für ihn schwer belastend. Also keinen unüberlegten Schritt."

Die Äußerung der Prinzessin machte Wasil stutzig. Dann aber gewann in ihm die Zuversicht der Jugend wieder die Oberhand. Der Optimismus siegte.

„Dafür, daß er als russischer Offizier Dienst in Deutschland genommen hat, lassen sich doch auch andere Erklärungen finden als die, daß er ein Spion sein müsse. Er tat es doch mit Wissen des Generals von Stein in Berlin. Das kann dieser jederzeit bezeugen." Er hatte nur den einen Gedanken, den Freund zu retten. „Das konnte nicht der Grund eines so harten Urteils gewesen sein."

„Wenn Erken aber nun ein Geständnis abgelegt hat?" warf die Prinzessin ein.

Wasil zuckte leise zusammen. Dann freilich wäre sein Opfer vergeblich, dann würde es ihn nur mit hineinreißen in das Verderben. Aber er konnte nicht glauben, daß Iwan so ungeschickt gewesen wäre, irgend etwas einzugestehen. Er hätte sich damit ja von vornherein jeden Weg zu einem immerhin möglichen Freispruch abgeschnitten, sich selbst das Grab geschaufelt.

„Daran glaube ich nicht", erwiderte Wasil aus innerster Überzeugung. „Aber selbst wenn er es getan hätte, werde ich beschwören, daß dieses Geständnis unwahr ist, daß er sich für mich opfern wollte, um mir meine Tätigkeit hier am Hof als Kundschafter Rußlands weiter zu ermöglichen."

Amalie Anna widersprach lebhaft. „Sie werden doch nicht im Ernst denken, daß man Ihrem Schwur irgendwie Glauben schenken wird? Ich fürchte, die Herren vom Kriegsgericht werden für dieses erhebende Schauspiel gegenseitigen Edelmutes kein Verständnis aufbringen."

Aber Wasil ließ sich nicht irre machen. „Mein Gott, gnädigste Prinzessin, mit Zweifeln und Überlegungen kommen wir nicht ans Ziel."

Die Prinzessin versuchte das jugendliche Feuer zu dämpfen. „Wie ich Ihren Freund kenne, wird er Ihr Opfer nicht annehmen."

„Natürlich nicht. Aber auch diesen Fall habe ich in Rechnung gezogen. Prinzessin müssen dafür sorgen, daß Iwan vorerst nichts von meinem Geständnis erfährt und sofort nach seiner Freilassung außer Landes gebracht wird."

Amalie Anna lächelte ein bißchen sonderbar. „Was soll man bloß zu alledem sagen?"

Wasil spielt seinen letzten Trumpf aus. Er appelliert an das Mitgefühl der Frau. „Hoheit ... Iwans Mutter ist alt und kränklich. Ihr ganzes Herz hängt an diesem Sohn. Um dieser Mutter willen flehe ich Sie an, heißen Sie meinen Plan gut und helfen Sie mir dabei."

„Und würde nicht auch um Sie eine Mutter weinen?" fragte sie fast zärtlich.

„Gewiß würde sie der Schmerz niederdrücken, wenn sie mich verlieren müßte. Aber ich stand ihrem Herzen nie so nahe wie Iwan", antwortete der Offizier und seine Blicke irrten über die Balustrade weg auf die grünen Wiesen des Schloßparkes hinüber.

Die Prinzessin richtete sich erstaunt höher auf. „Ja, ist denn seine Mutter auch die Ihrige?"

„Gewiß. Iwan ist mein Bruder. Wußten Hoheit das nicht?"

„Nein. Wie sollte ich es denn wissen, wo Sie doch von Wasil heißen."

„Es ist der Mädchenname unserer Mutter. Man durf doch nicht ahnen, daß wir Brüder sind", meinte Wasil, etwas betreten, daß er vor dieser Frau alle seine Karten aufdecken mußte.

„Ach so! Da habt ihr euch beide falsche Namen zugelegt?" rief die Prinzessin ironisch.

Der Oberleutnant merkte zu spät, daß er mehr verraten hatte, als notwendig war. „Ich dachte, Hoheit seien durch Ihre Spione von allem unterrichtet", sagte er etwas kleinlaut und eine leichte Röte flog über sein Gesicht.

„Ach was, Spione! Unsinn! Ich habe mich den Kuckuck um eure dumme Politik gekümmert", erwiderte die Prinzessin beinahe ärgerlich, wobei ihr Blick wohlgefällig auf Wasil ruhte.

Jetzt, wo sie wußte, daß er Erkens Bruder war, kam ihr seine Ähnlichkeit mit Joachim erst deutlich zum Bewußtsein: die gleichen Augen, nur fröhlicher, lebenslustiger schauten sie in die Welt, dieselbe Nase und der nämliche liebenswürdige Zug um den Mund.

„Sie werden also Iwan retten helfen?" bestürmte sie Wasil von neuem.

„Und Sie für ihn erschießen lassen!" Lächelnd erhob sie sich. „Das wäre jammerschade. Würde Ihnen denn kein liebendes Mädchenherz nachtrauern?"

„Nein. Es gab in meinem Leben nur eine einzige Frau, die ich hätte lieben können. Aber diese Frau weiß nichts davon und dürfte auch wohl kaum Wert auf meine Liebe legen", sagte Wasil aufrichtig und ehrlich, aber seine Augen senkten sich verlegen zu Boden.

„Kenne ich sie?" fragte Amalie Anna halb neugierig, halb schalkhaft. Sie fühlte sich so erregt wie ein junges Mädchen, das eben den ersten Liebesbrief erhalten hat.

Wasil konnte seine Verwirrung nicht verbergen. „Warum fragen mich Hoheit so eindringlich darnach?"

Amalie Anna lachte. „Damit ich nicht auf eine Falsche rate, denn bei euch beiden merkwürdigen Brüdern muß man auf das Seltsamste gefaßt sein, sonst fällt man von einer Blamage in die andere."

Wasil vermochte sich die ihm unverständlich klingenden Worte der Prinzessin nicht zu deuten. Er hatte auch nicht die nötige Ruhe zur Überlegung, denn seine Gedanken waren schon wieder bei seinem armen Bruder, der, den Tod vor Augen, in der Zitadelle saß. „Gnädigste Prinzessin, ich beschwöre Sie ... wir haben keine Minute zu verlieren."

Amalie Anna trat dicht an ihn heran, so daß ihre herabhängenden Arme beinahe seinen Körper berührten. „Kommen Sie mit herein in meinen Salon."

Und während sie Seite an Seite die Terrasse verließen, sagte sie mit besonderem Nachdruck: „Ich will sehen, was ich bei meinem Bruder erreichen kann ... Ihnen zu Liebe." Dabei streifte ein bedeutungsvoller, lockender Blick den Oberleutnant.

Sie traten in den Salon die Prinzessin wies auf einen Stuhl. „Warten Sie hier, bis ich zurückkomme."

Wasil ergriff Amaliens Hand und drückte einen stürmischen Kuß darauf. „Noch mit meinem letzten Atemzug werde ich rufen: Gott segne Prinzessin Amalie!"

Der Kuß brannte wie Feuer auf ihrer Hand. Sie zog sie mit auffallender Hast, aber doch lächelnd zurück. „Jubeln Sie nicht zu früh. Der Rettung Ihres Bruders stellt sich ein großes Hindernis in den Weg: die Komtesse Hauenstein. Sie steht zwischen dem Herzog und Ihrem Bruder. Es wird daher schwer sein, ihn zur Vernunft zu bringen, denn Eifersucht kennt keine Vernunft. Aber was in meiner Macht liegt, will ich tun, damit die Sache etwas weniger tragisch endet."

Mit heißer Bewunderung sah er Amalie Anna nach, als sie aus dem Zimmer rauschte. „Eine bezaubernde Frau. Was für ein Glück müßte es sein, sie lieben zu dürfen!"

Und aufseufzend ließ er sich in einen Stuhl fallen.

*

Der Herzog hatte, seit er dem Hofmarschall nachgegeben und in eine Unterredung mit der Komtesse eingewilligt hatte, eine unbegreifliche Unruhe in sich. Es war ihm vor einem Zusammentreffen mit Bettina bange.

Er stand hinter dem Schreibtischstuhl und hatte seine Arme auf dessen Rückenlehne gelegt. Während er sich etwas über den Stuhl hinwegbeugte, richtete er seinen Blick auf das Todesurteil gegen Iwan Taschew.

Er hatte bis jetzt gezaudert, es zu unterschreiben. Etwas in ihm hatte ihn abgehalten. Immer wieder fragte er sich, warum er eigentlich zögerte. Das Gericht hatte entschieden. Er war der erste Diener des Staates und hatte als solcher im Interesse des Staates zu handeln. Was aber war in diesem Fall das Interesse des Staates? Hatte Neuker recht, wenn er zur Mäßigung riet mit Rücksicht auf die Pläne, die man in Berlin verfolgte? Oder lag das Interesse des Staates in der Billigung des Urteils gegen einen Spion und damit in der Erfüllung einer Staatsnotwendigkeit schon mit Rücksicht auf die Macht Napoleons, der vorläufig wenigstens stärker war als die Herren in Berlin?

Daß bei diesen politischen Erwägungen im Unterbewußtsein die Eifersucht auf den Mann, den Bettina liebte, mitschwang und ihn beeinflußte, die Waagschale zuungunsten des Verurteilten sinken zu lassen, kam ihm in diesem Augenblick gar nicht in den Sinn.

Johann Georg reckte sich empor, schob den Stuhl von sich und trat an einen kleinen, seitwärts stehenden Tisch, über dem an der Wand eine Pfeife hing. Er nahm sie, stopfte sie aus einem buntbemalten Porzellantopf mit Tabak und brannte sie an. Er blies den Rauch in mächtigen Wolken von sich. Er war nun entschlossen, das Todesurteil zu bestätigen.

Als er eben an den Schreibtisch treten wollte, erschien die Prinzessin im Arbeitskabinett.

Der Herzog sah ihr sofort an, weshalb sie kam. Er kannte diese kampflustige Miene an ihr zur Genüge. Die Schwester zeigte sie immer, wenn es galt, bei ihm etwas durchzusetzen. Und was das dieses Mal war, wußte er nur zu gut. Trotz erwachte in ihm, und wieder begann ihn diese entsetzliche Eifersucht zu quälen.

Mit gereiztem Blick maß er die Prinzessin, die ihn etwas herausfordernd anblitzte und dann mit Galgenhumor sagte: „Wir können uns sehen lassen, wir zwei blamierten Förschten."

Sie schlug diesen spöttischen Ton an, damit es dem Herzog leichter fiel, die Angelegenheit mehr von der vernünftigen Seite zu nehmen und das Peinliche der Lage mit Humor zu überwinden.

Aber sie hatte nicht mit der schwerblütigen Natur ihres Bruders gerechnet, sie täuschte sich, wenn sie meinte, daß der Herzog so leicht über die Sache hinwegkomme wie sie. Sie ahnte nicht, wie tief der Pfeil in seiner Brust saß.

Die Prinzessin klopfte ihm jetzt ein bißchen belustigt auf die Schulter. „Ich hoffe, dir sind die Augen so gründlich aufgegangen, daß du nur noch das Eine wünschen wirst, dich mit Anstand aus der Affäre zu ziehen."

„Das hängt nicht mehr von mir ab." Er reichte der Prinzessin das Todesurteil.

Sie las es, ohne irgendwie Bewegung zu verraten, dann warf sie das Papier mit einer verächtlichen Geste auf den Schreibtisch. „Das ist Wahnsinn", sagte sie. „Das wirst du doch nicht ernst nehmen?"

„Warum nicht?" lehnte sich der Herzog auf. „Ich werde das Urteil sogar bestätigen."

„Natürlich, damit du deinen Nebenbuhler auf bequeme Art los wirst!"

„Amalie!" brauste Johann Georg auf. Er fühlte sich auf das Tiefste getroffen. Seine Schwester hatte eine sehr empfindliche Stelle in seinem Innern berührt. Es war ihm peinlich, die geheimsten Regungen seiner Seele, die er vor sich selbst zu verbergen und zu beschönigen suchte, so offen ans Licht gezogen zu sehen.

Aber die Prinzessin, der jedes Mittel recht war, ihren Bruder in dem von ihr gewünschten Sinn umzustimmen, ließ sich nicht beirren. „Deine Entrüstung hat nichts überzeugendes, Johann Georg. Und schließlich ist der Wunsch, einen Nebenbuhler unschädlich zu machen, ja auch menschlich begreiflich. Er beweist, daß du Bettina noch immer liebst."

„Unsinn!" antwortete der Herzog verbissen.

„Selbstverständlich ist es Unsinn. Die ganze Liebe ist Unsinn!" scherzte sie. Dann aber ernst werdend, drang sie in den Herzog: „Wenn du also nicht in den Verdacht kommen willst, nur persönliche Rache an Herrn von Erken zu nehmen, wirst du das Urteil umstoßen müssen."

„Wenn ich aber nicht will?"

Amalie Anna blieb ruhig und gefaßt. Sie gab den Kampf noch nicht auf. „Bitte, du mußt es vor Gott und der Welt verantworten. Aber das sage ich dir, Johann Georg, ich wasche meine Hände in Unschuld. Und wenn die Stunde kommt — und sie kommt, verlasse dich darauf! — wo dich das Gewissen niederdrückt, weil du eine Blutschuld auf dich geladen hast nicht etwa aus Gerechtigkeitsliebe, sondern aus blinder Eifersucht, aus Haß und Rache, wo du es bitter bereuen wirst, dein Herz der Milde und Gnade verschlossen zu haben, dann rechne nicht auf mich, dann mußt du schon allein mit dir fertig werden. Und ich werde nicht einmal Mitleid mit dir haben."

Die Prinzessin hatte ihre Worte genau abgewogen. Sie waren für das etwas abergläubische Gemüt des Herzogs berechnet. Und sie taten auch bis zu einem gewissen Grad ihre Wirkung auf ihn.

Er strich mit der Hand über das Haar und sagte dann etwas verlegen: „Das Menschenherz ist ein unerforschliches Ding. Es macht Kluge zu Narren. Also höre mich an: ich habe Bettina eine Unterredung gewährt, um die sie mich hat bitten lassen."

Amalie Anna machte eine wegwerfende Bewegung. „Dachte ich mir schon."

Der Herzog überging diesen Einwurf. „Von dieser Unterredung wird es abhängen, ob ich das Urteil unterschreibe oder nicht."

„Es ist also, wie ich gesagt habe: Du liebst die Komtesse noch und willst, daß sie auf ihren Iwan verzichtet und dich nimmt," entgegnete die Prinzessin spitzig.

„Damit ist doch auch dir ein Gefallen erwiesen, Amalie Anna," meinte der Herzog mit einem boshaften Ton in der Stimme. „Dann bist du die gefährliche Nebenbuhlerin los."

„Diese Seite der Angelegenheit ist für mich erledigt. Ich bin nicht so töricht, mich an einen Mann zu hängen, von dem ich weiß, daß er eine andere liebt. Das bin ich meiner Selbstachtung schuldig."

(Fortsetzung folgt.)

Elefanten belieben zu scherzen.

Von Harris Brackett.

Ein Elefant im Londoner Zoo meinte es ohne jeden Zweifel recht gut mit seinem Wärter, als er kürzlich den Mann mit seinem Rüssel umfing und liebevoll an sich preßte. Das sollte sicher der Dank für einen besonderen Leckerbissen sein, den der Wärter ihm eben zugesteckt hatte. Machten es nicht viele Menschenpärchen, wenn sie einmal allein vor seinem Gehege standen, ebenso? Nur daß sie statt des Rüssels die Vorderbeine nahmen.

Für den Wärter freilich war die Umarmung mehr ehrenvoll als angenehm. Denn sie trug ihm ein gebrochenes Schlüsselbein und ein paar gequetschte Rippen ein. Aber deshalb ist er seinem Pflegebefohlenen noch längst nicht gram.

Eine merkwürdige Geschichte, die lebhaft an die von Androkles und seinem Löwen erinnert, ist die vom Zirkuselefanten und dessen Freund. Sie trug sich vor einigen Jahren in Indien zu. In einer der dortigen Großstädte gab ein Wanderzirkus eine Vorstellung. Ein Elefant hatte eine Nummer hiervon allein zu bestreiten. Gravitätisch betrat er den Ring und machte, „um sich den Herrschaften zu zeigen" erst einmal die Runde. Dabei schien er sich für die Zuschauer ebenso zu interessieren wie diese für ihn. Plötzlich blieb er aber stehen, was nicht zum Programm gehörte, starrte mit allen Anzeichen freudigen und etwas ungläubigen Erstaunens einen Inder an, der auf einem billigen Platz für drei Anna saß. Dann trat er vorsichtig zwischen die ersten Stuhlreihen, streckte seinen Rüssel aus, packte den Mann und setzte ihn behutsam auf einen leeren Sitz für eine Rupie, den besten Platz, den es im Zirkus gab. Anscheinend hoch befriedigt vollendete der Dickhäuter seinen Rundgang und bestritt seine Programmnummer.

Natürlich hatte der merkwürdige Vorgang helle Aufregung hervorgerufen. Der Inder wurde mit Fragen bestürmt. Schließlich erfuhr man, daß auch er den Elefant wieder erkannte, dem er früher während dessen Dienstzeit als Arbeitselefant auf einer Pflanzung öfters kleine Leckerbissen zusteckte. Allem Anschein nach hatte das Tier begriffen, daß es ein Vorzug sein mußte, in der ersten Stuhlreihe des Zirkusses zu sitzen. So hatte er seinem alten Bekannten den Dank für genossene Wohltaten abstatten wollen.

Khartoum, der größte Elefant der letzten Zeit, der kürzlich im Alter von nur 29 Jahren im Newyorker Zoo einging, war im Gegensatz zu seinem indischen Vetter ein ausgesprochener Menschenhasser. Als Dreijährigen hatten ihn Amerikaner im Sudan gefangen. Er konnte also noch nicht viele Erfahrungen mit den Menschen gemacht haben. Und doch enttäuschte er durch seine Haltung alle Hoffnungen. Er wollte in seinem Gehege nichts von den Menschen wissen, und kein Wärter durfte sich zu ihm wagen. Er verbrachte die Jahre seiner Gefangenschaft damit, daß er allen Besuchern die breite Kehrseite zeigte und sich nicht von der Stelle rührte. So war es auch kein Wunder, wenn er an Herzverfettung starb.

Doch auch Khartoum war nicht ohne alle Freunde. Er bewirtete in seinem Elefantenhaus ständig ein paar Rotkehlchen, die sich unter dem Dach ihre Nester gebaut hatten. Seine einzige Freude auf dieser jammervollen Welt schien es zu sein, die zerbrechlichen Nesterchen mit seiner Rüsselspitze zu betasten. Er beschädigte sie aber niemals, und die Rotkehlchen bezeugten nicht die geringste Angst vor dem riesigen Dickhäuter.

Wenn Elefanten öffentliche Straßen benutzen, so ist das in unseren Zeiten steigenden Verkehrs immer eine kitzlige Sache, besonders bei Nacht. Da die Dickhäuter keinen natürlichen Rückstrahler haben, gerieten in Indien oft genug Radfahrer und Kraftwagen mit den massiven Kehrseiten friedlich heimtrottender Elefanten in unangenehme Berührung. Um dies in Zukunft zu vermeiden, schrieb das englische Gouvernement auf Zeylon vor etwa drei Jahren vor, sämtliche Elefanten müßten noch Einbruch der Dunkelheit auf öffentlichen Straßen mit einer Laterne am Schwanz versehen werden.

Leider hat diese weise Verfügung in Brasilien keine Geltung, sonst wäre nicht vor einiger Zeit in einer dortigen Großstadt ein Zusammenstoß zwischen einer Straßenbahn und einem weiblichen Zirkuselefanten vorgekommen. Die Straßenbahn rannte in der Dunkelheit und auf abschüssiger Straße von hinten in die dicke Dame hinein, die eben in Begleitung ihres Ehemannes durch die Stadt geführt wurde. Das Weibchen quiekte vor Schreck, stolperte ein paar Schritt und legte sich dann stöhnend auf die Seite.

Damit war das schönste Verkehrshindernis geschaffen. Denn das Weibchen war entweder tot oder zum mindesten bewußtlos, und das Männchen ließ niemand an seine gefällte bessere Hälfte herankommen. Auch den Bemühungen der Feuerwehr leistete es wütenden Widerstand. Man war schon verzweifelt und wußte nicht, wie man das Hindernis aus dem Wege räumen sollte, das nun schon über eine Stunde den Verkehr vollkommen lahm legte, als das Weibchen plötzlich wieder zum Leben erwachte, aufsprang und nach freudiger Begrüßung durch den Gatten dem Wärter ruhig folgte. Allgemein wurde behauptet, die Elefantendame habe die Ohnmacht nur gut gespielt, um sich an den Menschen für den empfindlichen Stoß in die Kehrseite zu rächen.

Auch Oliver, der Elefant eines englischen Wanderzirkus, scheint vom modernen Verkehr nicht restlos entzückt zu sein. Sonst hätte er sich nicht vor wenigen Tagen in Richmond einen kleinen Streich geleistet. Er trottete im Verlauf eines Propagandamarsches mit anderen „Nummern" des Zirkusses hinter seinem Wärter her durch die Stadt. An einer Straßenkreuzung wurde der Zug, mit Oliver an der Spitze, durch einen Verkehrsschutzmann aufgehalten, weil einigen Kraftwagen das Vorfahrrecht zustand. Oliver aber schien die Verkehrsvorschriften nicht zu kennen, denn er kümmerte sich nicht um die erhobene Schutzmannshand, sondern trottete weiter, der Wärter mit ihm. Beide blieben erst mitten auf der Kreuzung stehen, nachdem sie den Verkehrsposten schon beinahe umgerannt hatten. Der zog nun die Stirn in amtliche Falten und sein großes Notizbuch aus der Tasche, wollte zu schreiben beginnen: „Name?"

Entweder verstand nun Oliver die Sache falsch und hielt das Notizbuch für einen Leckerbissen, oder er wollte sich rächen. Auf jeden Fall streckte er den Rüssel vor, nahm dem verdutzten Schutzmann das Notizbuch mitsamt dem Bleistift und einigen Strafmandaten, die der Polizist nach seinem Dienst verteilen sollte, aus der Hand und verschluckte alles auf einmal.

Dann ging er ruhig weiter, und der Schutzmann konnte nichts Besseres tun, als herzhaft in das Gelächter aller Zuschauer einzustimmen. Wie sollte er auch den Elefanten ohne Notizbuch aufschreiben?

Der Smaragd-Buddha von Angkor-Wat.

Von W. Rolffs-Sperl.

Das Glanzstück der Pariser Kolonialausstellung war ohne Zweifel die Nachbildung des Tempels von Angkor-Wat. Auf diese Weise erst wurde Millionen von Menschen die Kenntnis eines Wunderwerkes der Baukunst vermittelt.

Angkor, die gewaltige Ruinenstätte im heutigen Indochina, war einst die Hauptstadt des großen Reiches der Khmer. Dieses Volk wanderte im sechsten Jahrhundert unserer Zeitrechnung von Indien her ein. Die Fahrt dauerte Jahrzehnte, denn eine Überlieferung berichtet, jung seien die Frauen aus der alten Heimat gezogen, und mit tausend Falten im Gesicht hätten sie die neue begrüßt. Sieben Jahrhunderte dauerte es, bis im neuen Lande die Hauptstadt Angkor mit ihren sechzig Tempeln und ihren anderen Riesenbauwerken vollendet war, bis das Reich der Khmer den Höhepunkt seiner Macht erreicht hatte.

Aus dieser Zeit sind der Nachwelt die Eindrücke überliefert worden, die auf einen gelehrten Besucher von Angkor hereinstürmten. Tscheonta guon, ein Gesandter des

Kaisers von China, berichtet Wunderdinge aus Angkor. Seine Erzählung grenzt derartig an das Fabelhafte, daß ihr lange Zeit kein Glauben geschenkt wurde.

Irgend ein, bisher geheimnisvolles Ereignis muß dem Reich der Khmer von einem Tag zum anderen ein Ende bereitet haben. Ohne Zweifel steht fest, daß Angkor kurze Zeit nach dem Besuch des chinesischen Gesandten ganz unvermittelt von seiner gesamten Bevölkerung fluchtartig verlassen worden sein muß. Die Städte der Khmer verödeten und blieben, von Menschenhand völlig unberührt, liegen, bis die Natur sie eroberte, bis die Dschungel sie mit ihrem grünen Mantel bedeckte. Die Khmer selbst verschollen. Das Volk ging entweder gänzlich unter, oder kleine Teile vermengten sich mit anderen Stämmen, verloren die Erinnerung an ihre stolze Vergangenheit, daß selbst ihr Name vergessen wurde.

Nur Sagen erinnern noch an Angkor und an das Reich, dessen Hauptstadt es gewesen war. Ungeheure Schätze sollten in dem großen Tempel vergraben sein, darunter als Glanzstück ein wundervoller sitzender Buddha, der aus einzelnen Smaragden so kunstvoll zusammengesetzt war, daß er wie aus einem einzigen Stein geschnitten erschien. Der letzte König von Angkor sollte die Vergrabung selbst geleitet und alle an ihr Beteiligten getötet haben, um das Geheimnis zu bewahren.

Von dieser Legende erfuhr sowohl der französische Missionar Chevreul, der Angkor im siebzehnten Jahrhundert sah, als auch der Naturforscher Mouhot, der die verlassene Stadt zwei Jahrhunderte später besuchte. Der erste Europäer, der Grabungen in Angkor vornahm, und an die Freilegung der von der Dschungel überwucherten Wunderwerke heranging, der Korvettenkapitän Delaporte, suchte schon nach diesem Schatz, nach dem Smaragd-Buddha. Er fand ihn nicht.

In diesen Tagen ist nun aus Saigon die größte Expedition abgegangen, die Angkor jemals besucht hat. Ihre Hauptaufgabe besteht darin, nach dem sagenhaften Schatz zu suchen, der von einer riesenhaften weißen Brillenschlange bewacht sein soll. Die Expedition wird sich bei ihren Arbeiten nicht allein auf solche Legenden, sondern auch auf den Bericht des englischen Hauptmanns Saunders stützen. Dieser war im Jahre 1908 mit dem Major Forsyth nach Angkor gekommen, angelockt von den Gerüchten um den Smaragd-Buddha. Die französischen Behörden, bei denen sich die Engländer meldeten, ließen die beiden Abenteurer suchen.

Als man aber Tage lang nichts von den Offizieren hörte, wurde man beunruhigt und stellte Nachforschungen an. Schließlich fand man Saunders in einem, vom großen Tempel weit entfernten Teil der Ruinenstadt. Er konnte nicht sagen, wie er dorthin gekommen war. Er wußte nur, daß er einen tiefen Sturz gemacht hatte. Die hierbei erlittenen schweren Verletzungen führten nach zwei Stunden seinen Tod herbei. Vorher hatte er noch die Kraft, zu berichten: Nach langem Suchen waren die beiden Engländer durch Zufall auf einen Gang gestoßen, der unter die Grundmauern des großen Tempels führte und in einer Krypta endete. Und dort leuchtete im Schein der Taschenlampe ein sitzender Buddha wie ein einziger Smaragd. Vor der Figur stand auf einem Stein eine Schale, wie die indischen Bettler sie zum Almosensammeln noch heute benutzen, und diese war bis über den Rand mit Edelsteinen gefüllt.

Von plötzlicher Gier gepackt griff der Major in die Schale hinein. Doch im gleichen Augenblick schnellte hinter dem Stein eine riesenhafte weiße Brillenschlange mit aufgeblähtem Hals hoch und warf sich auf den Weißen. Der andere, Saunders, ließ vor Entsetzen die Lampe fallen. In der Finsternis hörte er den Major schreien: „Rette dich!" Der Hauptmann war vorwärts gestürzt, von wahnsinniger Angst getrieben. Von diesem Augenblick an bis zu seinem Sturz konnte sich Saunders an nichts mehr erinnern.

Vielleicht findet die Expedition, die jetzt den Smaragd-Buddha suchen soll, den Schatz und zu Füßen des sitzenden Gottes die Knochen des unglücklichen Majors.

Aber das Ziel der vom Staat unterstützten Unternehmung soll nicht das Auffinden des Schatzes allein sein. Man hofft, durch sorgfältige und systematische Untersuchungen das Rätsel des Untergangs der Khmer lösen zu können. Es gibt heute drei Auffassungen über diesen plötzlichen Auszug eines Volkes von rund dreißig Millionen aus einem hochkultivierten Lande. Die erste schreibt die Flucht einer plötzlich ausbrechenden Seuche zu. Die zweite glaubt an einen überraschenden Angriff aller umwohnenden Völker, der die Khmer in wenigen Tagen vom Erdboden fortgefegt hat. Die dritte Annahme hat noch den größten Anspruch auf Glaubwürdigkeit: Die Khmer, bei denen eine Oberschicht aus wenigen Tausenden über Millionen von Proletariern und Sklaven geherrscht haben soll, empörten sich gegen die regierende Klasse, töteten deren Angehörige an einem Tage und standen nun plötzlich ohne Führer Gefahren gegenüber, denen sie nicht gewachsen waren. Der Angriff eines zahlenmäßig weit unterlegenen Nachbarvolkes fegte sie aus dem Lande.

Ob eine dieser drei Annahmen zutrifft, erscheint freilich noch zweifelhaft. Denn keine kann eine wirklich befriedigende Erklärung für die plötzliche Verödung der Großstadt Angkor geben.

Gedanken.

Von Richard von Schaukal.

Solange man dem Spiel anderer zusieht, erteilt man Spielregeln.

*

Viele Redner verlieren über dem schönen Ausdruck den richtigen Gedanken.

*

Einen Gedankengang wiederholen, heißt noch nicht ans Ziel gelangen. Und oft ist auch der Ausgang nur umso unsicherer.

*

Sich an andern zu messen, ist nur dem erlaubt, der sein eigenes Maß besitzt.



* **Königin Viktorias Ratschläge aus dem Jenseits.** Königin Viktoria scheint mit den Ergebnissen der letzten Londoner Parlamentswahlen sehr zufrieden zu sein. Sie glaubt, daß die nationale Regierung das Land in absehbarer Zeit zum früheren Wohlstand zurückführen wird. Sie meint, Winston Churchill sei für die Karriere eines Premierministers prädestiniert. Mr. Baldwin sei dagegen kein großer Staatsmann, eher eine politische Mittelmäßigkeit. Von Lloyd George hält Königin Viktoria überhaupt nichts und möchte am liebsten seinen Namen gar nicht erwähnt haben. Ein Mitarbeiter der Londoner spiritistischen Zeitschrift „Anima" verbürgt sich für die Richtigkeit dieser Angaben, die ihm gegenüber die verstorbene Königin Viktoria in einem spiritistischen Interview geäußert haben sollte. Das aufsehenerregende Interview konnte ohne besondere Schwierigkeiten stattfinden. Der findige Reporter hatte es gar nicht nötig, ins Jenseits zu wandern. Im Gegenteil, die dahingegangene Königin war liebenswürdig genug, um seinen Wunsch zu erfüllen, am „runden Tisch" in Geistesgestalt zu erscheinen. Durch das Medium gab sie ausdrücklich den Wunsch bekannt, ihre Meinung über das Wahlergebnis sowie auch über die Fähigkeiten der heutigen englischen politischen Führer dem ganzen englischen Volke zu Kenntnis zu bringen. Als das Interview bereits beendet war, meldete sich der Geist der Königin noch einmal. Sie hätte etwas Wichtiges vergessen. Sie möchte ihrem Sohne, dem regierenden König Georg V., den guten Rat erteilen, den Ministerpräsidenten Macdonald durch einen anderen, zuverlässigen Mann zu ersetzen. Freilich würde Macdonald ihr erwidern können, daß ihre guten Ratschläge auch bei ihren Lebzeiten von den damaligen englischen Premierministern nicht befolgt zu werden pflegten, — geschweige denn jetzt — ein Vierteljahrhundert nach ihrem Tode.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg